Rezensionen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **70 (1993)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Fribourg et ses musées / Freiburg und seine Museen, veröffentlicht zur Jahrhundertfeier der Freiburger Staatsbank 1892–1992, hg. von Roland Ruffieux. Freiburg 1992.

Am 29. Dezember 1892 wurde das Gesetz über die Freiburger Staatsbank verabschiedet; es ging dabei nicht nur um ein Bodenkreditinstitut, die Verwaltung der Staatsschulden und die Sicherheit für die Sparer, wie Verwaltungsratspräsident Pierre Rime im Geleitwort schreibt, sondern besonders darum, die Finanzierung der Universität zu sichern. Zu ihrem letzten Jubiläum hatte diese Bank das Werk «Freiburger Münzen» veröffentlicht und wollte nun auf diesem löblichen Weg weiterschreiten. Das neue Jubiläumsbuch hat die Bank nicht mehr einem bestimmten Bereich der Sachkultur (deren es noch mehr gäbe) gewidmet, sondern den Freiburger Museen.

Ist das sinnvoll? Sind sie derart weltbewegend, aber unbekannt? Oder wird mit einem Prachtsband eine notleidende Familie vorgestellt? Denn prächtig kommt das Buch daher, reichlich mit großformatigen Farbtafeln und gutgewählten Schwarzweißbildern versehen, von Franz Stadelmann sehr ansprechend gestaltet, gediegen gedruckt und solid in Leinen gebunden: eine Zierde für jede Bibliothek, in der Aufmachung. Und inhaltlich?

Im ersten Teil soll die Geschichte der Museen in der Schweiz und im Kanton Freiburg dargestellt werden. Zu Beginn fragt Florens Deuchler nach der heutigen Rolle der Museen, freilich hat er dabei hauptsächlich die Kunstmuseen im Auge. Daß es außerhalb der Kunst – der er immerhin zubilligt, oft ins Museum zu gelangen, ohne auf Qualität und Haltbarkeit geprüft worden zu sein – noch museumswürdige Kulturgüter gibt, hat gerade dieser Autor anderswo immer wieder kompetent zur Geltung gebracht. Wer eine Museengeschichte erwartet, wie sie Deuchler im Buch «Museen der Schweiz» (Zürich 1981) bot, wird enttäuscht. Vermutlich wollte man zuviel von seinem Thema anderen Autoren vorbehalten; auch wagte man es in diesem zweisprachigen Buch nicht, seine Ausführungen in der deutschen Originalsprache abzudrucken.

«Die Freiburger Museen in der schweizerischen Museumslandschaft» titelt Ruedi Graf seinen Beitrag. Was dabei herauskommt, ist eine Art Schönwetter-

geschichte der Freiburger Museen. Lobend hebt er hervor, wie früh in Freiburg ein kantonales Museum zustande kam und bereits 1849 nach Natur und Kultur getrennt wurde, verschweigt aber, beziehungsweise weiß gar nicht, wie rückläufig dann die Entwicklung in unserem Jahrhundert weiterging. Was ist zum Beispiel aus dem Gewerbemuseum geworden, das einst im Zähringerhof untergebracht war, wo unter anderem ein Ferdinand Hodler unterrichtete? Nach vielen Jahrzehnten erfolgreicher Tätigkeit wurde es aufgelöst, und ein großer Teil der Bestände ist verschwunden... Ebensowenig historisch behandelt Gérald Berger das Thema «L'Etat mécène», und es ist uns lieber, der Staat gehe mit den Museen so um wie heute, als wie er es zuweilen früher tat. Souverän, wie man es von ihm gewohnt ist, zeichnet Roland Ruffieux die wechselnden historischen Hintergründe der Freiburger Museumsentwicklung.

Im Hauptteil werden die Museen einzeln vorgestellt. Den Anfang macht Yvonne Lehnherr – auch sie auf französisch – mit dem Freiburger «Museum für Kunst und Geschichte». Von einer Historikerin darf man Historie erhoffen. Sie bringt sie, wenigstens fürs 19. Jahrhundert, über die spätere Leidenszeit erfahren wir kaum etwas. Waren es wirklich nur die Soldaten von 1847, die das Museum plünderten? Oder stimmt es, daß abtretende Staatsräte sich ein Abschiedsgeschenk daraus aussuchten? daß gute Stücke verkauft wurden, um Löhne zu sichern? daß man sich für Festumzüge und ähnliches im Waffenfundus bediente? All dies im 20. Jahrhundert notabene. Glücklicherweise begannen in den 1960er Jahren die besseren Zeiten, mit Ausstellungen, welche dem Museum allmählich einen internationalen Ruf verschafften. Doch sollte man sich nicht so präsentieren, als ob Jean Tinguely das wichtigste Ereignis der Freiburger Kultur und Geschichte sei. Seine Botschaft ist der Leerlauf und die Sinnlosigkeit der heutigen Welt. Man sollte damit nicht frühere Zeiten ad absurdum führen wollen, welche in menschlichem Streben durchaus noch Sinn sahen. Leider sucht man im Freiburger «Museum für Kunst und Geschichte» die Geschichte immer noch vergebens, wenn man nur beispielsweise zeigen würde, woher der Wohlstand kam, der die Blüte der Freiburger Kunst ermöglichte. (Auch unter den Abbildungen ist nur die Kunst vertreten.)

«Un exemple pour le pays» nannte der damalige Bundesrat Hans Hürlimann das Musée gruérien. Hier wurde das verwirklicht, was jedem Bezirk, vor allem dem ganzen Kanton, gut angestanden hätte. Die Zweifel über die Gestaltung eines Serge Tcherdyne bleiben bestehen, immerhin muß zugegeben werden, daß seit der Eröffnung vor fünfzehn Jahren sich kaum Alterskrusten angesetzt haben, zumal der Konservator Denis Buchs durch geschickte Wahl von Wechselausstellungen das Interesse am Museum ständig zu beleben weiß. Ein landesweit beispielhaftes Museum, obschon nach Versiegen der Stiftermittel die Gemeinde der kleinen Stadt Bulle allein für den ganzen Betrieb aufkommt und in Sichtweite mit dem Schloß Greyerz ein starker Konkurrent um die Gunst der Besucher wetteifert.

Etienne Chatton rechnet für das Schloß Greyerz mit Besuchern aus dem Jet-Set von Saanen-Gstaad und meint, er sei diesem Spitzenstücke schuldig, wenngleich die im Schloß vorhandene Ausstattung im romantischen Geschmack des 19. Jahrhunderts zusammengewürfelt ist. Dabei ist ein derart gelegenes Schloß allemal eine Touristenattraktion, mit welchem Inhalt auch

immer. In Ermangelung einer eindeutigen Tradition und eines überzeugenden Museumskonzeptes (was sucht die «Sissi» von Marcello im Barocksaal? was hat der Flügel von Franz Liszt zum Louis XV beizutragen?) weist die Beschreibung Chattons gehobenen Stil und poetischen Schwung auf. Mögen seine historischen Angaben nicht immer ganz korrekt sein (Karl der Kühne verlor in Grandson nicht sein Heer, sondern seine Schätze, in Murten, wie das Sprichwort sagt, den Mut), so ist sein sprachlicher Höhenflug immerhin die beste Schreibe in diesem Buch; inhaltlich jedoch eher ein Schloßführer als die Vorstellung eines Museums.

Auch in einem Schloß, aber ganz anders, präsentiert sich das Museum von Romont (Pierre Fasel). Gegründet wie aufgrund einer Wette: ein Museum ohne Sammlung! Man veranstaltete Ausstellungen und behielt, was erhältlich war oder abfiel. Unter dem jetzigen Konservator, einem ausgewiesenen Fachmann, ist das Museum auf dem Weg, das einzulösen, was sein Name verspricht: ein Schweizerisches Museum für Glasmalerei.

Naturhistorisches Museum und Botanischer Garten, Marionettenmuseum in Freiburg, Historisches Museum in Murten, Museum von Stäffis (Estavayer), Sensler Heimatmuseum in Tafers, Musée du Pays et Val de Charmey werden vorgestellt, einst und jetzt. Sogar das Cantorama in Jaun, das kein Museum ist und keines sein will (auch wenn es die Überbleibsel kantonaler Denkmalpflege-Sünden aufnehmen mußte), findet seinen Platz in diesem Buch. Mehr noch, es werden sogar Museen vorgestellt, die es noch gar nicht gibt, wie das (immerhin im Entstehen begriffene) Schweizerische Museum der grafischen Industrie oder das Museum für den Greyerzerkäse in Pringy (in der Planung stecken geblieben), nur beiläufig erwähnt wird dagegen das Archäologiemuseum in der alten Kaserne der Freiburger Unterstadt (an welchem intensiv gearbeitet wird). Eine Festschrift für Museumsabsichten?

Geht es den Freiburger Museen so gut, daß sie nur noch gefeiert werden können in unserer Krisenzeit? Dem Murtner Schlacht-Panorama, das dringend restauriert werden sollte, wäre sicher besser geholfen mit einem Geld- als mit dem Buchbeitrag. Estavayer: Das Haus ist baufällig, das Museum platzt aus allen Nähten und hat keinen Konservator... Tafers: zuviel zum Sterben, zuwenig zum Leben... Pringy: der Greyerzerkäse hätte sicher ein Museum verdient... Freiburg: das Naturmuseum sollte erweitert werden, das für Kunst und Geschichte im alten Zeughaus endlich Platz für Geschichte bekommen, das Marionettenmuseum leidet unter Raum- und Geldnot...

Im dritten Teil werden die Museen als «Herausforderung für Medien und Wirtschaft» interpretiert, zum Beispiel: Wie kommen die Museen zu ihrem Publikum? Ein Dauerthema, das dann interessant wird, wenn ihm genaue Zahlen und neue Erhebungen über die Publikumsstruktur zugrundeliegen. Darüber konnte Béatrice Berset-Geinoz leider nur in sehr beschränktem Ausmaß verfügen. Gaston Gaudard zeigt, daß Museen für die regionale wirtschaftliche Entwicklung eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen können. Ernst-Bernd Blümle und Lisbeth Roggo Bertschy untersuchen das Museum als Betrieb – ein Beitrag, den man namentlich den Politikern zur Lektüre empfehlen möchte. Besonders wichtig ist die Feststellung, daß Eigentum – auch kulturelles – «nach unserem geltenden Verfassungssystem» nicht nur Rechte, sondern auch

Pflichten begründet (S. 246). Bei den Dienstleistungen wäre zu ergänzen: Museum als Bildungsinstitut, nämlich Quellensammlung für die wissenschaftliche Forschung und Anschauungsmaterial für den Unterricht. Bezeichnenderweise fehlt nämlich der aktuellste museologische Begriff «Museumspädagogik» im Katalog der Dienstleistungen. Diese hat sich nicht zu erschöpfen in der Bereitstellung von Räumen für Kinder oder speziellen Führungen. Vielmehr geht es dabei um die Aufarbeitung der Museen für den Schulunterricht und die Integration des Museumsbesuches in den Lehrplan. Dies gilt nicht nur für Naturkunde und Kunst, sondern ganz besonders für den Geschichts- und Heimatkunde-Unterricht. Gerade hier liegt ein Nutzen-Potential für die Öffentlichkeit, das von den meisten Freiburger Museen noch viel zu wenig erkannt und von deren Trägerschaft auch ungenügend gefordert wird. Anzulasten ist diesem – gescheiten – Beitrag, daß er zwar vom Freiburger Museum für Kunst und Geschichte ausgeht, aber nur Kunstmuseen, nicht auch historische Museen zum Vergleich heranzieht.

Im vierten Teil sind Zusammenfassungen aller Beiträge übersetzt. Hier hätte man aufgrund der Aufmachung des Werkes wünschen dürfen, daß den Übersetzern Raum genug gelassen wird, um nicht nur den knappsten Inhalt, sondern etwas von der stilistischen Eigenheit der Beiträge wiederzugeben. Die deutschen Zusammenfassungen und Textredaktion besorgte Hubertus von Gemmingen, sehr gekonnt, wie man es sich von ihm gewohnt ist. Peinlich aufgestoßen ist mir nur die Schreibweise des Wortes «Miserikord» (für: Miséricorde): Das ist wirklich Germanisation! Bald werden die deutschen Sprach-Imperialisten noch «Freiburg» mit einem k schreiben... Die französischen Zusammenfassungen, das Lektorat und die Bibliographie verdanken wir Anne Markwalder.

Auch ich möchte hier zusammenfassen: Ein sehr schönes, gepflegtes Buch, leider etwas kunstlastig (so wird die Thyssensammlung in Castagnola als «größte Privatsammlung» in der Schweiz bezeichnet, was sie auch vor ihrer mehrheitlichen Abwanderung nach Madrid nicht war, sondern nur die größte *Kunst*-Privatsammlung...). Die Kultur umfaßt viel mehr als nur Kunst. Enttäuschend ist der historische Teil, wo die Geschichte der Museen in der Stadt Freiburg lückenhaft ist, ohne es zuzugeben. Vor dem Neubeginn in den 1960er Jahren wurden die Museen vom Staat teilweise sträflich vernachlässigt. Das zwar rückwärtsgewandte Régime war in den vielen Jahrzehnten seiner absoluten Mehrheit unfähig, dem Kanton ein Museum zu geben, wodurch er Identität in der Geschichte hätte finden können (wie dies im Greyerz durch das Musée gruérien geschah, obschon man ihm den Einzug ins Schloß von Bulle verwehrte). Solches wurde nur noch in Tafers versucht, leider zu spät, mit viel weniger Glück und unter ungünstigeren Voraussetzungen. (Moritz Boschung ist zugute zu halten, daß er die Krise des Sensler Heimatmuseums ohne Beschönigung schildert.) Also: eine Geschichte der Freiburger Museen ist dieses Buch nicht. Dafür liegt ja auch kein eigentlicher Anlaß vor. Oder ist manchen Leuten Tinguely in den Kopf gestiegen und spektakelt in den Hirnen herum?

Besucherwerbung für die Museen? Solche können sie natürlich immer brauchen, obschon die meisten von ihnen gut bis hervorragend besucht werden. Aber dafür würde ein kleiner Führer ungleich mehr bringen als ein schwerer

Wälzer. Zudem ist das Buch groteskerweise gar nicht im Handel erhältlich!

Der dritte Teil des Buches könnte einen auf die Idee bringen, daß mit diesem Buch eine Art Sponsorenwerbung beabsichtigt wird. Typisches Banken-Denken: Erst baut man einen teuren Palast, dann schreibt man an den Eingang «Wir brauchen Geld»? Wenn diese Rechnung aufgeht... wünschen möchten wir es durchaus. Jedenfalls scheint mir fragwürdig, ob die Freiburger Staatsbank bei der Wahl ihres elitären Jubiläumswerks gut beraten war. Ich hätte ihr eher empfohlen, einen Fonds für Museumsvorhaben zu äufnen.

PETER F. KOPP

Histoire de l'Université de Fribourg Suisse / Geschichte der Universität Freiburg Schweiz 1889–1989. Institutions, enseignement, recherches / Institutionen, Lehre und Forschungsbereiche, hg. von Roland RUFFIEUX u. a., 3 Bde., Bd. 1: *Fondation et développement / Entstehung und Entwicklung*, Bd. 2: *Les Facultés / Die Fakultäten*, Bd. 3: *Personnes, dates et faits / Personen, Daten und Fakten*, Freiburg: Universitätsverlag 1992, 1230 S., 484 Abb., davon 73 in Farbe.

Als die Universität Freiburg 1989 die Feier ihres hundertjährigen Bestehens unter die Devise «Wissenschaft und Weisheit» stellte, gab sie damit zu verstehen, daß Forschung nicht in wertfreien Räumen betrieben werden kann, sondern in verantwortliches Handeln einzubetten ist; der Weisheit Widerschein hat jede wissenschaftliche Tätigkeit zu durchdringen und zu erhellen. Wenn dieselbe Institution nun im Rahmen der Hundertjahrfeier ihre eigene Geschichte aufrollt und deutet, ist es mehr als gerechtfertigt, danach zu fragen, ob sie ihren eigenen hohen Ansprüchen und Leitlinien Genüge zu leisten imstande ist.

Die «Geschichte der Universität Freiburg Schweiz» ist mehr als eine Universitätsgeschichte, sie ist zugleich ein Stück Zeit- und Weltgeschichte, da sich die Entwicklung der Institution nicht abseits der großen Ereignisse der letzten hundert Jahre vollzog, und sie ist ein Stück Kantonal-, Regional- und Stadtgeschichte, selbst wenn so mancher Freiburger das lieber abstreiten oder verdrängen möchte. Zunächst einmal ist diese «Geschichte» aber ein gewaltiges Unternehmen, das in Gang zu setzen und erfolgreich zum Abschluß zu bringen nicht nur Zeit und Geduld, Phantasie, Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit, sondern auch bedeutende finanzielle Mittel, Rückhalt und Förderung auf den verschiedensten Ebenen sowie einen gewaltigen Mitarbeiterstab benötigte. Als im Juni 1981 die Vorarbeiten begannen, sah wohl niemand voraus, welchen Umfang das Werk im Laufe der Jahre annehmen sollte, und es verwundert nicht, daß die drei gewichtigen blauen Bände mit ihren 1230 Seiten nicht rechtzeitig zur Hundertjahrfeier, sondern erst mit etwa zwei Jahren Verspätung erschienen sind. Repräsentativ ist es jedenfalls geworden, dieses Jahrhundertwerk, und wer künftig Detailforschung betreiben will, kommt an ihm nicht mehr vorbei. Dank seiner großzügigen Ausstattung ist es angenehm zu benutzen und trotz seines Umfangs leicht zu konsultieren. Das Erscheinungsbild ist also gepflegt, und wer hier ein gewisses Legitimationsbedürfnis am Werk vermutet, der findet seinen Verdacht bestätigt, wenn er auf Seite 14 die Europakarte mit den ehrwürdigen im Mit-

telalter gegründeten Universitäten betrachtet: Wie von ungefähr steht die Alma Mater friburgensis im Zentrum.

Wie die Titelseiten angeben, hat «eine Professoren-Kommission geleitet von Roland Ruffieux und dem Rektorat der Universität» das Werk herausgegeben; als Mitglieder dieser Kommission werden zwölf Herren genannt. Auf Produktionsebene waren ein Koordinator, neun wissenschaftlich Verantwortliche und sieben weitere Mitarbeiter (darunter der erste weibliche Name) tätig. Die Aufzählung der Verfasser benötigt vier Buchseiten: 65 Autoren (davon vier Frauen). Hinzu kommen weitere Mitarbeiter der Autoren und Kommission: 22 Namen (darunter neun Frauen). Hat man diese Phalanx beeindruckt zur Kenntnis genommen, stellt man rasch einmal fest, daß die weiblichen Mitarbeiter um so zahlreicher sind, je weiter man in der Hierarchie hinabsteigt, ein Phänomen, das wohl niemand sonderlich erstaunt, da es eine bekannte Realität spiegelt. Wie der Wissenschaftsbetrieb vor allem in den höheren Sphären eine Männerdomäne ist, wird auch die vorliegende «Geschichte» von männlichen Denkweisen be«herr»scht.

Der *erste Band* befaßt sich mit der Entstehung und Entwicklung der Universität. Etwa die Hälfte gilt der «allgemeinen Entwicklung» (Vorgeschichte, Gründung, Anfänge, Geschichte bis 1970). Auf rund vierzig Seiten wird anschließend die Universität als Institution (Ideal und Wirklichkeit) vorgestellt, und ein weiteres umfangreiches Kapitel untersucht Beziehungen und Ausstrahlung der Alma Mater, zum einen weltweit gesehen (deutschsprachige Länder, Frankreich, Dritte Welt), zum anderen auf Schweizer Kantone bezogen (St. Gallen, Jura, Tessin, Graubünden). Die hier gesetzten Schwerpunkte drängen notwendigerweise andere Aspekte in den Hintergrund, zum Beispiel das Verhältnis zum Wallis oder zu Skandinavien, und man könnte sich sogar die Frage stellen, warum eigentlich den Beziehungen der Universität zu Stadt und Kanton Freiburg kein eigenes Kapitel gewidmet ist. Für Freiburg aufschlußreich und voll bisher unbekannter Fakten und Details sind jedoch nicht nur die Ausführungen über die Anfänge, die stets vom Nostalgiebonus der Frühzeit profitieren, sondern auch die Darstellung der zwanziger bis fünfziger Jahre, eine Zeit, für die gerade in der lokalen Geschichtsschreibung noch viel aufzuarbeiten ist. Leider wird dem Neubau von Miséricorde, der in der Geschichte des modernen Bauens in der Schweiz eine Schlüsselstellung einnimmt, keine besondere Würdigung zuteil, ein (hoffentlich) letztes Anzeichen jener Geringschätzung, die in den letzten Jahren zu zahlreichen fragwürdigen Baumaßnahmen geführt hat.

Der letzte Teil des ersten Bandes, der in verblüffender Zusammenstellung die Academia als Interessenvertretung der Studentenschaft, die Kantons- und Universitätsbibliothek und den Sport als «Instrumente des akademischen Lebens» präsentiert, bildet das Scharnier zum *zweiten Band*, der im Zeichen der vier Fakultäten steht. Die Zahl Vier deutet bereits an, daß die Konzeption des Buches von der realen Entwicklung überrollt wurde: Seit dem 1. August 1989 bildet die frühere Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Abteilung eine eigene – die fünfte – Fakultät. Indizien für die Komplexität des darzustellenden Stoffes, aber auch für das in den verschiedenen Fachbereichen herrschende Selbstverständnis sind Zahl und Arbeitsweise der Autoren. Kommen die Theologen mit drei Verfassern aus, deren Darstellung sich zudem als Gemeinschafts-

werk bezeichnen läßt, so braucht es doppelt soviel Autoren für die bereits deutlich in selbständige Teile zerfallende Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Der fast unübersichtliche Riesenapparat der Philosophischen Fakultät dagegen läßt sich offenbar nur noch von 28 Autoren sachgerecht bewältigen, wobei sich gerade der Fachbereich Geschichte als besonders verschachtelt erweist, während für die einzelnen Institute der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät 16 Verfasser in klarer Aufgabenverteilung verantwortlich zeichnen.

Das schwere Geschütz wissenschaftlicher Forschung wird im *dritten Band* aufgefahren: Lexikon der Professoren, Reihenfolge der Lehrstuhlinhaber (78 Seiten!), Lexikon der ernannten Lehrbeauftragten, Gastprofessoren und Privatdozenten, Listen der Rektoren, Vize-Rektoren, Dekane, Pro-Dekane und Ehrendoktoren, Statistiken, eine Zeittafel, die erstaunlich knappe Bibliographie und das Register der Eigennamen. Mag auf diese Weise wissenschaftlicher Vollständigkeit hingebungsvoll gefrönt werden, so stellt sich doch die Frage nach der Verhältnismäßigkeit und Brauchbarkeit, und dahinter taucht immer deutlicher der zweite, eingangs zitierte Leitbegriff am Horizont auf: die Weisheit.

In Abwandlung einer Maxime des Kulturphilosophen Elias Canetti könnte man sagen, es gehöre zu den schwierigsten Dingen, *wenig genug* zu schreiben. Das hat nichts mit «holdem Bescheiden» zu tun, das bekanntlich in der Mitte liegen soll, sondern eher mit der Einsicht, daß Ausführlichkeit kein Wert an sich ist. Trotz des Riesenumfangs sind in der «Geschichte» erstaunliche Lücken oder Leerstellen festzustellen; mancherorts ist das Netz so weitmaschig, daß bestimmte Fachbereiche, zum Beispiel die Islamologie, und sogar eine stattliche Zahl von Lehrstuhlinhabern hindurchfallen. Alles in allem hätte allerdings eine maßvolle Abspeckungskur kaum geschadet. Damit sind jedoch nicht die zahlreichen Abbildungen gemeint, die den Text teils begleiten, teils ergänzen; neben vielem Bekannten bieten sie so manche Trouvaille und schaffen für Blick und Geist eine willkommene Abwechslung, wenn dem Wenigen, das eigentlich genügen sollte, das Mehr-als-genug die Aussicht verstellt. Laut Sokrates besteht die Weisheit darin, «zu wissen, daß man nichts weiß»; angesichts solcher Selbstbescheidung mag es frivol erscheinen, nach dem wissenschaftlichen Selbstverständnis jedes einzelnen Forschers zu fragen, denn wer sich einmal die Ausführungen genau anschaut, in denen die Autoren ihre eigene Forschung und Lehre beschreiben, dem bietet sich genügend Material, um eine Kurve zu konstruieren, die von Null rasch in luftige Höhen steigt.

Auf einem Werbeblatt aus den Anfangsjahren der Universität werden die Vorzüge des Standortes Freiburg mit Argumenten gepriesen, wie sie seit einiger Zeit die Wirtschaftsförderer gerne in den Mund nehmen: «Die schöne Lage der Stadt Freiburg, das gesunde Klima, das billige Leben, wie auch der Umstand, daß man dort mit Leichtigkeit die deutsche und die französische Sprache erlernen kann» (S. 118). Auch wenn die Stadtansicht heute nicht mehr ganz so schön, das Klima vielleicht etwas weniger gesund und das Leben gewiß nicht mehr so billig sind, ist die Zweisprachigkeit von Stadt und Universität eine teils verdrängte, teils bewußt gepflegte und immer wieder erneuerte Konstante geblieben, und eines muß man dieser «Geschichte» lassen: Sie ist konsequent mehr-

sprachig aufgebaut, hilft dem Leser also nicht mit Übersetzungen. Je nach Muttersprache der Autorinnen und Autoren deutsch und französisch (in einem Fall italienisch) verfaßt, setzen die einzelnen Beiträge einen mehrerer Sprachen mächtigen Benutzer voraus. Diese Grundbedingung hat jeder zu erfüllen, der die «Geschichte» im Vertrauen auf Wissenschaft und Weisheit gewinnbringend lesen will; etwaige Sprachlücken lassen sich ja in Freiburg, siehe Werbeblatt, «mit Leichtigkeit» schließen.

HUBERTUS VON GEMMINGEN